

Monika Lamers: Gedichte.

Brandt Druck & Verlag, Bonn 2026, ISBN 978-3-912116-20-5

Wer, wie ich, die Autorin seit mehr als 40 Jahren kennt, weiß, dass Monika Lamers immer Gedichte geschrieben hat, die auch in Zeitschriften und Anthologien erschienen sind. Sie hat mehrere Bücher veröffentlicht, aber einen eigenen Gedichtband bisher nicht vorgelegt. Wenn der jetzt erschienene Band schlicht den Titel „Gedichte“ trägt, liegt die Vermutung nahe, dass hier Texte aus mehreren Jahrzehnten versammelt sind, zumindest eine Auswahl dessen, was die Zeit und den eigenen Anspruch überdauert hat. Gereimtes findet sich nicht, wenig Verschnörkeltes und selten HeiterBeschwingtes, wie es die Umschlaggestaltung vermuten lassen könnte.

In drei Abteilungen – „Lebensjahr – Gartenjahr“, „An manchen Alltagen, oder?“ und „Abschied von Bonn“ – entfaltet Monika Lamers den Weg dieser Gedichte: vom Gang durch die Jahreszeiten über die verborgenen Bewegungen des Alltags bis zum Abschied von einem vertrauten Ort. Natur und Jahreszeiten spiegeln die großen Fragen nach Grund, Sinn, Liebe, Freiheit und Erlösung: Vorfrühling, Sommer, Erntezeit, Winter, abgeerntete Felder. Das eigene Leben erscheint in Werden und Vergehen, Hoffnung und Verlust.

Und gleichzeitig findet all das inmitten des Alltags statt. Vögel lärmen am Sonntagmorgen, im Radio läuft Elvis, drinnen „Tatort“, im Dorf riecht es nach Spargel, die letzten Kartoffeln werden ausgemacht. Die Normalität des Alltags – oder sein Wahnsinn – geht weiter, während sich darunter die unablässige Suche nach Wirklichkeit, Wahrheit und Echtheit bewegt.

Da sind die Einsamkeit des Ich, die Sehnsucht nach Liebe und die Angst vor ihr, Rollenspiele, Gerede und die „alten Schlösser“, die sich immer wieder vor und hinter dem täglichen Leben schließen (Gottfried Benn). Da sind Alter, Leid und Tod. Und da ist der Versuch, dennoch aufzubrechen. „Was ich zuerst brauche, / sind Stiefel“, heißt es nüchtern und selbstironisch in „Mein Schneefeld“. Der Schmerz kann zum Stimulans werden, die Liebe zum Funken, die Erinnerung zur Wunde. Nietzsche und Toynbee, Hölderlin und Beethoven treten als Gesprächspartner hinzu. Aber auch sie geben keine Erlösung. Selbst das Schreiben wird misstrauisch betrachtet: „Aufschreiben? Hilft nicht.“ „Schreiben hilft nicht.“

Und dennoch wird weitergeschrieben. Zwischen den Zeilen bleibt, wenn schon kein Heil, so doch eine Zuflucht. Die Gedichte wissen um die Vergeblichkeit vieler Bemühungen, aber auch um ihre unumgängliche Notwendigkeit. Sie machen sich weniger vor, je näher das Ende rückt, und gewinnen daraus eine eigentümliche Nüchternheit: „Die Nachsommernüchternheit“.

Die verschnörkelte Linie auf dem Umschlag zieht sich durch den ganzen Band. Erst beim Lesen wird sie für mich zur „goldenen Spur“: kein roter Faden, der alles erklärt, sondern eine Spur, ein Weg durch Jahreszeiten, Erinnerungen, Beziehungen, Schmerz und Hoffnung. Ein Weg, der weiterführt, auch wenn unabsehbar bleibt, was die Autorin bis zum Ende noch erwartet.

„Wartet nur“ bittet um die Asche im vertrauten Wald: „Es ist nicht mehr für lange.“ Und wenig später heißt es beim Abschied von Bonn: „Die Zukunft findet noch statt!“

Das ist vielleicht die Redlichkeit dieser Gedichte: Sie wissen um die Endlichkeit, um Einsamkeit und Vergeblichkeit – und geben dennoch nicht auf. Die Spur geht weiter. Beethoven wird mitgenommen und gegen die Nacht gespielt.

Das Ende ist gewiss. Bis dahin bleibt der Aufbruch aber immer wieder möglich.

(Benedikt Maria Trappen)